

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 4

Artikel: 2 Kurzgeschichten
Autor: Bohny, Nikolaus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1067043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

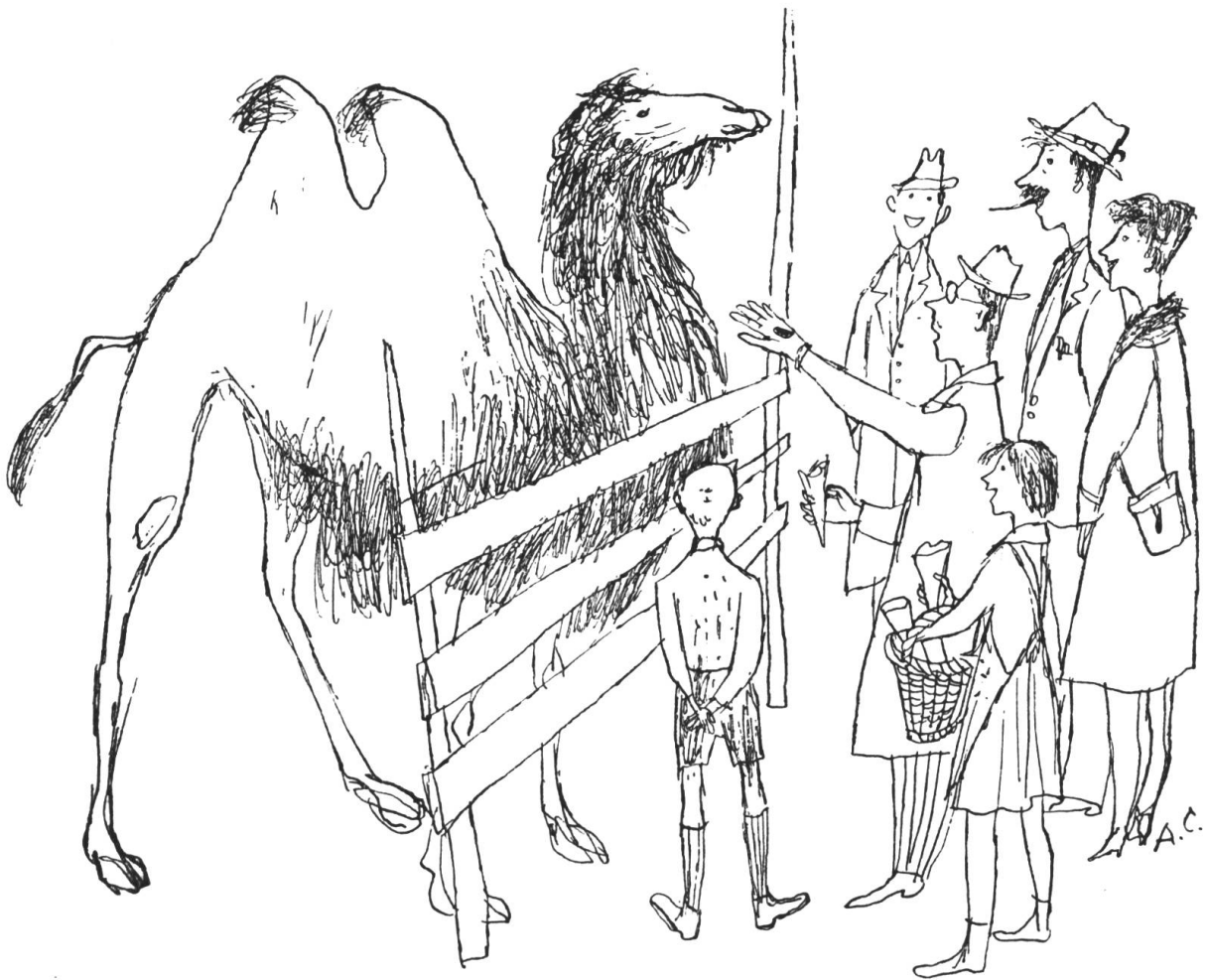
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



2 KURZGESCHICHTEN

Von Nikolaus Bohny

Von einem Auslandschweizer, der nie in seiner Muttersprache geschrieben hat.

Aus dem Russischen übersetzt von R. Schuppli

Im Reiche der Tiere

Erinnern Sie mich bitte ja nicht an den Zoologischen Garten! Ich will von ihm nichts mehr hören! Wegen des Zoos hatte ich grosse Unannehmlichkeiten und habe wegen ihm sogar meine Stelle verloren. Wieso? Nun, ganz einfach. Hören Sie zu:

Ich arbeitete damals in einer Bank. Eines Tages hatte ich eine dumme Idee: Warum lebe ich immer nur unter meinesgleichen, alle Menschen sind mir zuwider geworden, ich will doch einmal sehen, wie die Vierbeiner leben! Wo kann wohl ein Stadtbewohner Tiere sehen? Auf den Strassen fahren nur Automobile. Pferde gibt es nicht mehr, die scheinen alle ausgestorben zu sein. Nun, so ging ich eben in den Zoologischen Garten. Ich

kaufte eine Eintrittskarte und ging hinein. Ich muss Ihnen sagen, dass ich seit meiner Kindheit nicht mehr im Zoo gewesen bin. Darum war es mir interessant, alles genau zu betrachten. Ich fing von den Kleinigkeiten an, besah erst alle möglichen Schmetterlinge, Käferchen usw. und ging dann zu den Vögeln über. Bei all dem giftigen Schlangengebiet blieb ich nicht lang, das war mir widerlich! Dafür stand ich vor dem Affenkäfig fast eine halbe Stunde. Es war sehr amüsant. Ich dachte auch an die Darwinsche Theorie, und das reizte mich, zu vergleichen: Allerdings haben Mensch und Affe viel Ähnlichkeiten, doch bin ich niemals damit einverstanden, irgendeine Orang-Utan-Dame für meine Grossmutter zu halten.

Nachher spazierte ich bei den grossen Tieren vorbei; aber sie waren weniger interessant. Die Löwen und Bären lagen vollgefressen faul umher und schliefen meistens. Ausserdem war um sie her eine sehr schwere Luft.

Und plötzlich sah ich, dass vor einem Käfig sich sehr viel Volk staute. Natürlich ging auch ich hin. Ich sehe zuerst nichts Besonderes: Ein einfaches Kamel, allerdings mit zwei Höckern. Ein ganz ordinäres Tier, das man in der Wüste Sahara auf jedem Schritt antreffen kann. Ich wollte schon weiter gehen und hätte gut daran getan.

Plötzlich bemerkte ich, dass neben dem Käfig sich ein flinkes Mädel installiert hatte, das dem Publikum Feigen und Datteln verkaufte. Das Geschäft ging glänzend. Ich bemerkte natürlich gleich, dass man diese Südfrüchte kaufte, um das Kamel damit zu füttern. Viele Leute assen zwar das Gekaufte selber; aber manches bekam doch das Kamel. Auch ich wollte ihm etwas vorsetzen und kaufte eine Dattel. Ich will doch sehen, dachte ich, wie es das Ding kauen wird! Ich musste warten, bis ich an die Reihe kam und reichte ihm die Dattel. Was glauben Sie, was nun

geschah? Es nahm die Dattel nicht und sah mich ganz vorwurfsvoll an. Mit einem Auge schien es zu zwinkern und bewegte die herabhängende Unterlippe hin und her, als ob es ausspucken wollte. Ich trat vorsichtshalber etwa zwei Schritt zurück und dachte: Entweder hat es schon zuviel Süsses gegessen, oder es hält meine Dattel für ungeniessbar. Es gibt ja viele Schlingel, die ihm schlechte Datteln zustecken, und dieses Kamel scheint reich an Erfahrungen zu sein. Um ihm zu zeigen, dass es sich irrt, führe ich die Dattel zum Munde und tue so, als ob ich ein kleines Stückchen abbeisse; dann reiche ich ihm wieder die Dattel zurück, und plötzlich dreht es mir seine Rückseite zu, streckt seine langen Beine auseinander und befächelt sich mit seinem kurzen Schwänzchen. Dieses Manöver bemerkte das ganze Publikum und fing zu lachen an.

Ich bin kein eingebildeter Mensch von Hause aus. Mein Chef in der Bank, den alle wegen seiner ungeschlachten Figur auch Kamel nennen, dreht mir auch oft den Rücken zu, und ich sage dazu nichts, da er ja mein Chef ist! Aber dass so ein zoologisches Kamel, das sozusagen der Allgemeinheit gehört, sich so nicht-achtend vor einem Zuschauer benimmt, das ist doch empörend!

Ich machte allerdings so, als ob ich mich gar nicht beleidigt fühlte und lachte sogar mit. Ich ass die Dattel auf und wollte nach Hause gehen, da ich schon alles gesehen hatte.

Beim Ausgang aber sah ich ein Häuschen mit der Aufschrift « Bureau des Zoologischen Gartens ». Da dachte ich: Auf alle Fälle gehe ich in dieses Bureau und mache die Leute auf das Benehmen des Kamels aufmerksam. Ich gehe also hinein und erkläre alles ausführlich. Zuerst hielten sie es für einen Scherz und lachten darüber. Aber ich teilte ihnen allen Ernstes mit, dass ich solcher Art Spässe nicht liebe. Wenn statt meiner eine gewichtige politische Persönlichkeit dagewesen wäre, würden Sie dann auch darüber lachen? Als sie sahen, dass ich in solchen Sachen

Diesen Ton schätzen wir nicht

Ein Münsterchen jener leider zahlreichen amtlichen Communiqués, die gerade deshalb ihre Wirkung verfehlen, weil sie zum Publikum in einer Art reden, die nicht einmal bei unartigen Kindern angebracht ist.

Bessere Klassendisziplin in den Zügen !

ag. Der anhaltend starke Verkehrsandrang in den Zügen und die Knappheit an Lokomotiven und Rollmaterial machen eine Ueberfüllung einzelner Züge oft unvermeidlich. Trotzdem darf es nicht vorkommen, daß die Abteile 2. und 1. Klasse von Reisenden 3. Klasse gestürmt werden, bevor alle mit höheren Fahrausweisen versehenen Fahrgäste Platz gefunden haben. An das Publikum ergeht der Appell, auch bei starkem Verkehrsandrang über das Wochenende und an den Festtagen die Gebote des Verkehrsstandes und der Disziplin zu befolgen und erst auf Weisung des Zugspersonals Plätze in den höheren Wagenklassen zu belegen.

keinen Spass verstehe, wurde einer von ihnen ärgerlich: «Sie wünschen wohl, dass wir dem Kamel eine Erzieherin halten, um ihm Anstand beizubringen?» Ich wollte ihm schon erwidern, dass für das Geld, das sie für den Unterhalt des Gartens ausgeben, sie sogar für jeden Vierfüßler eine englische Gouvernante anstellen könnten; aber dann schwieg ich lieber. Ich fürchtete, für meine lose Zunge noch vor dem Gericht büßen zu müssen. Wortlos ging ich hinaus. Im Gang stand der Tierwärter, der unser ganzes Gespräch gehört hatte.

«Mein Herr», sagte er, «kränken Sie sich nicht so wegen dem Kamel, es hat Ihnen nicht absichtlich seine Rückseite zugekehrt, das ist eine einfach physische Reaktion.»

Ich antwortete ihm, dass ich schon begreife, dass es eine physische und keine moralische Reaktion sei, aber warum eigentlich? Ich hätte es ja nicht geneckt,

sondern ihm sogar eine Dattel angeboten.

«Sehen Sie», sagte der Wärter, «jedes Tier hat seine Eigenheiten und Antipathien, die Stiere und Truthähne vertragen zum Beispiel nicht die rote Farbe, sie werden wütend bei ihrem Anblick, das Kamel verträgt aber nicht die gelbe Farbe, und Sie, mein Herr, tragen eine gelbe Krawatte.»

Der Wärter hatte recht, ich trug eine gelbe Krawatte.

Der Wärter erzählte weiter: «Als ich einmal in den Käfig des Kamels in einer gelben Lederjacke kam, um ihm das Futter zu bringen, nahm das Tier es nicht aus meinen Händen, sondern es legte sich auf den Boden, streckte alle viere von sich und brüllte laut. Ich erschrak heftig; denn ich dachte, das Tier wolle verenden. Nachher erklärte mir unser Tierarzt, dass die gelbe Farbe die Gallenblase des Kamels reize.»

Nun, der Wärter und ich lachten über dieses Wunder der Natur, und ich ging ganz beruhigt nach Hause. Am andern Morgen erzählte ich dieses Vorkommnis meinen Mitarbeitern in der Bank. Natürlich lachten alle, nicht über mich, sondern über das Kamel. Ich fügte noch zum Schlusse hinzu: «Man kann doch von einem Kamel keine gute Erziehung verlangen, nicht wahr?»

Leider hörte meine letzten Worte der eintretende Chef, der auch den Übernamen «Kamel» trägt und dieses weiss. Ich merkte gleich, dass die Sache schief geht und wollte sogar zu ihm gehen und alles erklären. Ich wollte ihm sagen, dass gar nicht von ihm die Rede gewesen wäre, aber von einem echten zweihöckrigen Kamel; aber ich wagte es nicht, und das war falsch. Von nun an hatte der Chef immer etwas an mir auszusetzen und machte mir meine Stellung direkt unmöglich. Nach zwei Wochen rief er mich in sein Zimmer und kündigte mir; er gab mir allerdings ein ganz gutes Zeugnis und auch Geld. Da er nun nicht mehr mein Vorgesetzter war, konnte ich ihm jetzt ungeniert alles sagen, und so sagte ich ihm folgendes: «Wegen des Kamels fühlten Sie

sich ganz grundlos beleidigt. Wir sprachen nicht von Ihnen, sondern von jemand ganz anderm.»

Aber er stand nur auf, gab mir höflich die Hand und sagte: «Leben Sie wohl, Sie sind jetzt frei!»

Und ich war dann allerdings mehr als ein halbes Jahr frei, das heisst arbeitslos, bis ich diese neue Stellung fand.

Ich will nie mehr in den Zoologischen Garten gehen und nicht einmal von ihm sprechen hören. Das Kamel ist vielleicht schon längst tot; aber mir sind nach allen diesen Geschichten alle Tiere zuwider. Die Menschen sind doch besser.

Schweizergeschichte «à la Russe»

Ich bekam vom Politischen Departement in Bern einen Brief. Man teilte mir mit, dass unter den Russlandschweizern, die über die baltischen Randstaaten zurückgekehrt seien, sich ein junger Mann befinde, der meinen Familiennamen trage. Er habe erklärt, dass er in der Schweiz einen Onkel habe, dessen Adresse ihm unbekannt sei. Das Departement fragte an, ob ich dieser Onkel sei, und ob ich gewillt sei, mich um das Schicksal dieses Neffen zu kümmern?

Ich wusste, dass mein Bruder, der in Russland geboren und gestorben war, einen Sohn hatte. Das war wohl dieser Sohn. Ich kann ihm finanziell nicht helfen; denn ich bin ein einsamer, alter Junggeselle und lebe selbst von einer bescheidenen Pension. Doch wäre ich einverstanden, ihn am Anfang unter Obhut zu nehmen, bis er eine Arbeit gefunden habe. Da ich selbst einst in meiner Jugendzeit in Russland lebte und Russisch spreche, könnte ich ihm nützlich sein. In diesem Sinne schrieb ich meine Antwort nach Bern.

Am nächsten Tag empfing ich meinen Neffen am Bahnhof. Er war nicht schwer zu erkennen: aus dem Wagen stieg ein grosser junger Mann mit einem «Henri-

quatre»-Bärtchen. In der Schweiz sieht man so eins nur auf alten Bildern. Er war sehr originell gekleidet: auf dem Haupte thronte ein breitrandiger weicher Filzhut, wie ihn nur Künstler tragen; über einem Russenhemd mit gesticktem Kragen trug er eine Sportsjacke, breite Hosen, wie sie bei uns die eleganten Polizisten haben und hohe Schaftstiefel. In der einen Hand trug er einen kleinen geflochtenen Strohkorb, in der andern ein Bündelchen. Er war sehr erfreut, als ich ihn auf Russisch begrüßte und machte sogar Anstalten, mich zu küssen.

Als wir auf den Bahnhofplatz austraten, sagte ich:

«Da du wenig Gepäck hast, können wir per Tram fahren.»

«Darf man denn mit dem Korbe hinein?», erkundigte er sich. «Bei uns in Moskau lässt man das nicht zu.»

Als das passende Tram kam und wir einstiegen, fragte er:

«Fährt denn dieser Wagen ins Depot?»

«Warum?» wunderte ich mich.

«Ja, weil nur fünf bis sechs Personen darin sitzen.»

«Nun, was macht denn das? Bei uns sind die Wagen manchmal sogar ganz leer.»

«Bei uns in Moskau sind die Wagen immer überfüllt, man muss sich einen Platz direkt erkämpfen!»

Während der ganzen Fahrt schwatzte er ununterbrochen und war Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit.

«Weisst du, Onkel, ich bin eigentlich ein grosser Schweizer Patriot!»

«Nanu», wunderte ich mich, «woher hast du denn das? Nicht nur du, auch dein Vater ist in Russland geboren, und deine Mutter war eine Russin. Dein Grossvater wanderte in seiner Jugend nach Russland aus.»

«Ich weiss, aber ich habe doch von ihm das Schweizerblut geerbt. Ich habe

immer auf dem Krankenhaus die Schweizerfahne bewundert.»

Ich war erstaunt: «Warum habt ihr denn auf dem Krankenhaus eine Schweizerfahne?»

«Wieso? Wer hat denn das Rote Kreuz gegründet? Doch unsere Vorfahren! Darum haben sie ihm auch ihre Fahne gegeben.»

«Entschuldige, mein Lieber, da irrst du dich! — Das Rote Kreuz hat wirklich ein Schweizer gegründet, aber die Schweizerfahne hat ein weisses Kreuz im roten Feld und nicht umgekehrt.»

«Aha, jetzt verstehe ich; ich sah so eine Fahne an der Schweizergrenze; aber ich dachte, sie sei vom Wetter und vom Alter so verfärbt und ausgebleichen!»

Ich hatte bei meiner Wirtin ein Frühstück für uns zwei bestellt, und so setzten wir uns gleich nach unserer Ankunft zu Tische. Er hatte einen Riesenappetit; alles ass er mit sichtlichem Wohlgefallen und lobte alles.

«So einen Schinken habe ich überhaupt noch nie gegessen. Und die Butter, der Käse! Kann man denn das alles unbeschränkt kaufen?»

«Das ist alles noch nicht rationiert, aber leider bist du in einem nicht sehr günstigen Augenblick in die Schweiz gekommen», sagte ich mit einem Seufzer, «wir haben nicht nur Lebensmittelkarten, sondern was schlimmer ist, manches kann man überhaupt nicht mehr kaufen.»

«Ja, ja», stimmte er zu, «ich weiss es. Darüber sprach man schon bei uns in Russland: die Schweiz kann ohne Kolonien und einen Zugang zum Meer nicht selbständig existieren.»

«Ja, das ist es eben», stimmte ich zu.

Am Morgen gingen wir spazieren. Ich zeigte ihm die Stadt. Aber ihn interessierten nicht die Denkmäler, sondern die Schaufenster der Verkaufsläden. Alles entzückte ihn, besonders die Quantitäten.

«Wieviel goldene Uhren sind hier ausgestellt! Nachts macht man wohl eiserne Läden vor, damit nichts geraubt wird? Und hier, sieh mal, ein ganzes Fen-

ster voll Schokolade! Muss man lange Schlange stehn, bis man sie bekommt?»

Dann bewunderte er die Auslagen eines Waffengeschäfts. Er schien sich in Waffen auszukennen.

«Die Schweizer lieben gute Waffen», sagte er, «sie sind gute Schützen.»

«Ja», sagte ich, «schon seit Wilhelm Tells Zeiten.»

«Welcher Wilhelm war das, der erste oder der zweite?», fragte er sachlich.

«Wieso, der zweite?» Ich war sprachlos.

«Ach ja», beeilte sich mein Neffe zu erwidern, «ich habe ihn mit dem deutschen Kaiser Wilhelm verwechselt, und Wilhelm Tell war doch der Schweizer König, der einen Apfel vom Kopfe seines Sohnes mit einer Gewehrkuugel herunterschoss.»

«Entschuldige, bitte», unterbrach ich ihn gekränkt, «du kennst ja gar nicht die Schweizergeschichte: erstens gab es nie einen König in der Schweiz; zweitens schoss Tell nie mit einem Gewehr, welche es damals noch gar nicht gab, sondern mit einer Armbrust.»

«Ja, ja, das habe ich verwechselt», gab mein Neffe zu. «Ich muss jetzt unbedingt die Schweizergeschichte durchstudieren.»

«Natürlich wäre das unbedingt nötig; aber da besteht eine Schwierigkeit: in welcher Sprache wirst du sie lesen können? Eine Schweizergeschichte in russischer Sprache gibt es leider noch nicht, und du kennst ja keine Fremdsprachen? Du musst erst eine der hiesigen Landessprachen lernen; welche von diesen gefällt dir am meisten? Die deutsche, französische oder italienische?»

«Am meisten gefällt mir das Italienisch, weisst du, es klingt so schön, zum Beispiel: „Bon giorno, Signorina“, „momento mori“, „tutto perduto“ usw. Aber ich muss doch Deutsch lernen.»

«Warum?»

« Weil ich im Deutschen schon gewisse Vorkenntnisse habe », sagte er stolz.

« Hast du es schon in der Schule gelernt? »

« Nein, aber zu uns kam ein Monteur aus Deutschland, um Maschinen aufzustellen. Ich habe bei ihm etwas gelernt und kenne schon viele Worte. Es wäre schade, wenn ich sie nicht gebrauchen würde. » Und der Neffe zählte die Namen verschiedener Instrumente und Maschinenteile auf.

« Ausserdem kenne ich auch einige grobe Worte », fügte er lachend hinzu, « dieser Monteur schimpfte viel. Dafür habe ich ihn auf Russisch fluchen gelehrt, das ist noch viel besser! »

Am Abend sassen wir am Tisch; er betrachtete die illustrierten Zeitschriften, und ich erklärte ihm die Bilder.

« Ist das eine Militärparade? »

« Ja, etwas in dieser Art: der General hält anlässlich einer Fahnenübergabe vor einem Bataillon eine Rede. »

« Und warum hat er keine Orden auf der Brust? »

« Die Schweizer Armee anerkennt keine Orden. »

« So, und wie wird man denn belohnt, etwa mit Geld? Nein », fügte er hinzu, « je mehr ich meine Heimat kennenlerne, desto sonderbarer erscheint sie mir. » Nachdem er noch besser das Bild betrachtet hatte, tippte er mit dem Finger darauf und fragte:

« Und wer ist denn das? »

« Das ist der Chef unseres Militärdepartements. »

« Warum ist er denn dann in Zivil? »

« Weil er kein Militär ist. »

« Wie kann er denn als Zivilist über Militär befehlen? »

Ich wurde endlich böse.

« Ja, was denkst du denn eigentlich, muss man unbedingt in einer Kanone ge-

boren sein, um ein Kriegsministerium zu leiten? »

Er schien mit meinen Argumenten einverstanden zu sein, betrachtete aber weiter die Photographien und fragte:

« Und wo ist denn die Polizei? »

« Wieso die Polizei? Die hat hier nichts zu schaffen. »

« Aber wie wird denn der Minister vor dem Volke beschützt? »

« Das ist gar nicht nötig; denn er hat dem Volke nichts Böses getan. »

« Aber wenn man eine Bombe wirft? » meinte mein Neffe nicht ganz überzeugt.

« Nur bei euch fahren die Minister in Panzerautos umher, aber unsere Minister haben keine Angst vor ihrem Volk, unser Land ist eine Demokratie! »

Nach einigem Ueberlegen fragte er: « Welche Stadt ist eigentlich die Hauptstadt der Schweiz? Zürich oder Bern? Als wir herreisten, wusste keiner von uns Russlandschweizern Bescheid: die einen sagten Zürich, die andern Genf; aber ich behauptete, dass die Hauptstadt unserer Heimat Bern sei. »

« Diesmal hast du dich nicht geirrt », sagte ich.

« Nun, siehst du », sagte er stolz, « das wusste ich schon als Kind. Mein Grossvater schimpfte manchmal über die Regierung in Bern; aber ich weiss nicht mehr warum. »

* * *

Jetzt bilde ich allmählich meinen Neffen zum Staatsbürger aus. Am Morgen lernen wir zusammen Deutsch, abends erzähle ich ihm Schweizergeschichte. Er weiss schon von Winkelried und seiner ruhmreichen Tat. Manchmal befällt aber meinen Neffen die echt russische Streitsucht, und er will mir beweisen, dass die Schweiz Kolonien und einen Zugang zum Meer verlangen müsse. Aber trotz allem bin ich überzeugt, dass er ein guter Eidgenosse werden wird. Gestern sagte er mir:

« Wenn ich mein Leben meiner Heimat opfern müsste, würde ich sterben, ohne mit der Wimper zu zucken. »